Landwirtschaftliche Beilage

Merkworte.

Der reine Produktionswert der deutschen Bienenzucht ist jährlich 35 Millionen Mark, nur für Wachs und Honig, das ist doppelt so viel, als die deutsche Tabakerzeugung bringt.

Wege zum Erfolg im Hühnerhof.

Es ist eine alte menschliche Schwäche, die Ursache für einen Mißerfolg nicht bei sich selbst, sondern bei anderen und in den Umständen zu suchen. Das zeigt sich auch in allen Zweigen der Tierzucht. So sagte ein erfahrener Züchter kürzlich: „Je weniger die Landwirte vom Vieh etwas verstehen, umsomehr sind sie geneigt, sich fortwährend irgendwelche Neuerungen aufreden zu lassen, von denen sie das finanzielle Wunder erwarten, das statt dessen meist mit einem schweren finanziellen Fiasko endet. Infolgedessen sage ich: Der erste und vielleicht wichtigste Gesichtspunkt für die Rentabilität des Viehstandes ist, daß die Rasse, die man hält, bodenständig und der Art des gesamten Betriebes angepaßt ist.“ In der Kleintierzucht wird diese Wahrheit gern übersehen; nirgendwo sonst wieder finden wir eine solche Vielheit von Rassen und nirgends ist die Neigung so groß, mit der Rasse zu wechseln und, wenn die alte Rasse nicht mehr befriedigt, es mit einer neuen zu versuchen, wie gerade unter den Geflügelhaltern. Bald bevorzugt die Mode Orpington- oder Wyandottenhühner, dann kommen mehr die leichten Rassen wie Leghorn, Italiener oder Minorka in Aufnahme, neuerdings ist wieder mehr von den holländischen Barneveldern die Rede. Schließlich kommt ein einsichtsvoller Mann und redet dem deutschen veredelten Landhuhn das Wort oder bemüht sich darum, alteingebürgerte deutsche Lokalrassen zu veredeln und in ihrer Leistungsfähigkeit zu steigern. Das letzte scheint uns für die Förderung der bäuerlichen Hühnerhaltung der richtige Weg zu sein. Denn in erster Linie kommt es darauf an, ein bodenständiges Huhn zu bekommen, das an das Klima, die örtlichen Bodenverhältnisse und die Art der Haltung gewöhnt ist. Wir sollten hier mehr von den Erfahrungen, die man in der Großviehzucht in dem letzten Menschenalter gesammelt hat, Nutzen ziehen.

Sodann muß aber auch betont werden, daß die Rasse zwar ein sehr wichtiger aber keineswegs ausschlaggebender Gesichtspunkt für den Erfolg in der Hühnerzucht ist. Man kann mehr oder weniger mit jeder Rasse, die im allgemeinen für die gegebenen Verhältnisse geeignet ist, gute Leistungen erzielen und die beste Rasse muß versagen, wenn sie falsch gehalten oder unzureichend gefüttert wird. Wer auf Zukauf von Zuchttieren angewiesen ist, sollte nur von einem guten Stamm in der Umgegend beziehen und nicht von weither; gute Bezugsquellen kann die Landwirtschaftskammer nachweisen. Denn Klima und Boden spielen eine größere Rolle in der Geflügelzucht, als gewöhnlich angenommen wird. Ein schwerer, undurchlässiger und kalter Boden ist weniger geeignet als ein warmer, durchlässiger Sandboden. Schweren, kalten Boden kann man nur dadurch erträglich machen, daß man den Auslauf ganz einsät.

Der Weg zum Erfolg wird auch in der Geflügelzucht durch den Rechenstift gewiesen. Das gilt zunächst für die Feststellung der Leistung. Es genügt nicht, daß man einen ungefähren Ueberblick über die Legeleistungen seiner Herde hat, sondern genaue Kenntnis der Leistung eines jeden einzelnen Huhnes ist erforderlich; sonst kann man die schlechten Leger, die unnützen Fresser nicht herausfinden und ausmerzen. Diese genaue Kenntnis erreicht man durch die Fallennesterkontrolle oder durch das Abfühlen der Legehennen. Damit man die Hühner auseinanderhalten kann, muß ein jedes einen Fußring mit Nummer tragen. Es wird dann bei jedem Huhn in eine Liste eingetragen, wann und wieviele Eier es gelegt hat; am Ende des Monats werden die Leistungen zusammengeschrieben und das Ergebnis am Ende des Jahres zusammengestellt. Wer diese Kontrolle zum erstenmal mit seinen Hühnern durchführt, wird erstaunt sein, wie verschieden sie in ihrer Leistung sind und wie weit sie hinter der Mindestleistung von 100–120 Eiern im Jahr, von der ab sich im allgemeinen ein Huhn erst rentiert, zurückgeblieben sind.

In der Legeleistung bestehen typische Rassenunterschiede, aber auch Unterschiede zwischen den einzelnen Tieren derselben Rasse. Die schlechten Leger muß man zeitig ausmerzen und keinesfalls für die Nachzucht benutzen. Für die Leistungsfähigkeit der Nachzucht sind aber nicht nur die Hennen, sondern auch die Hähne von großer Bedeutung. Man sehe bei der Blutauffrischung durch Hähne auf gute Abstammung! Eine gute Legeleistung wird nun keineswegs durch die Rasse allein garantiert. Durch schlechte Haltung kann man auch gute Tiere verderben. Die zweckmäßige und ausreichende Fütterung ist ebenso wesentlich für den Erfolg, wie die gute Abstammung. Die reine Körnerfütterung, die auf dem Lande noch vielfach vorherrscht, ist zu teuer und zu einseitig. Die Körner enthalten zu wenig Eiweiß und Fett. Für ein Ei mittleren Gewichts braucht eine Henne allein 7–7,5 Gramm Eiweißstoffe und 5,8 Gramm Fett. Außerdem braucht sie diese Stoffe zum Aufbau und zur Erhaltung ihres Körpers. Daher braucht eine gute Legerin täglich im Futter etwa 14–15 Gramm Eiweiß, 4–7 Gramm Fett und 50–60 Gramm Kohlehydrate. Daher besteht das Futter zweckmäßig nur zum Teil aus Körnern und daneben aus Weichfutter mit Kartoffeln, Kleie und einem Zusatz von Oelkuchen, Hefe, Blut-, Fleisch- oder Fischmehl, frischem Knochenschrot usw. Außerdem gehört täglich, im Sommer wie im Winter, Grünfutter oder Rüben dazu. Außer der guten Ernährung ist die gesunde Haltung eine wesentliche Voraussetzung einer erfolgreichen Hühnerzucht. Die Ställe müssen hell und sauber, trocken und luftig sein; Zugluft ist der Tod der Hühner. Ungeziefer frißt die Rente auf. Ein Staub- und Aschenbad darf nie fehlen und muß von Zeit zu Zeit erneuert werden. Zur Gesunderhaltung der Hühner ist auch ein bewachsener Auslauf erforderlich, den man mit Obstbäumen bepflanzen wird, um den Boden besser auszunutzen.

Giftpilze.

Der Spätsommer ist die eigentliche Zeit der Pilzsuche. Er ist auch die Zeit, in der die Zeitungen von den Pilzerkrankungen und Todesfällen viel zu melden wissen. In unserer Zeit der gesteigerten Naturfreunde mehren sich die Freunde des Pilzsammelns. Auch manche arbeitslose Familie wird durch die Not dazu gedrängt, einzusammeln, was die Natur freigiebig bietet. Das ist aber nur dann ohne Gefahr, wenn man sich eine genaue Kenntnis der Pilze verschafft hat. Man muß nicht allein die eßbaren und wohlschmeckenden Pilze genau kennen, sondern auch die ihnen ähnlichen Giftpilze. Denn die Unglücksfälle entstehen in der Regel nicht dadurch, daß der Sammler wahllos sammelte, sondern daß er die oft nur kleinen Unterschiede zwischen den eßbaren und den ihnen ähnlichen Giftpilzen nicht kannte oder beachtete.

Mancher ist zu bequem, sich eine genaue Kenntnis der Pilze anzueignen, weil er sich auf angeblich sichere Mittel verläßt, um die Ungefährlichkeit von Pilzgerichten festzustellen. Ein verbreiteter Irrglaube rät, in das kochende Gericht einen silbernen Löffel zu halten; er soll von Giftpilzen braun gefärbt werden. Andere empfehlen, mit den Pilzen zusammen eine Zwiebel zu kochen. Alles das ist Irrwahn und Aberglauben. Es bleibt dabei: der sicherste Schutz gegen Pilzvergiftungen ist eine genaue Pilzkenntnis. Die Sache wird aber noch dadurch verwickelter, daß man sich auch an eßbaren Pilzen vergiften kann! Zu alte und zu wässerige Pilze führen auch zu Pilzerkrankungen. Auch Pilze, die man zu lange aufbewahrt, ehe sie zubereitet werden, können bei warmer Witterung schädlich werden. Mit dem Alter tritt auch bei eßbaren Pilzen ein Verwesungszustand ein, der mit dem bloßen Auge nicht immer erkennbar ist, beim Genuß aber zu schweren Krankheitserscheinungen führt. Denn die wasser- und eiweißreichen Pilze bieten den winzigen Spaltpilzen einen sehr günstigen Nährboden, auf dem sie sich in wenigen Stunden ins Ungemessene vermehren und beim Genuß lebensgefährliche Magen- und Darmentzündungen hervorrufen. Auch Pilze, die im Herbst einen leichten Frost abbekommen haben, wirken ähnlich gefährlich. Daher ist die erste Regel für den Pilzsammler: Nimm nur gesunde und junge Pilze. Sofort nach dem Sammeln müssen die Pilze dann geputzt und gekocht werden. Wichtig ist auch, daß man Pilze nur in feste Behälter sammelt. In Netzen und Säcken zerdrücken sie sich. Nur Körbe oder Koffer sind zu empfehlen. Sodann dürfen die Pilze nicht einfach aus der Erde herausgerissen werden, denn dadurch zerstört man die Brut. Pilze werden mit einem Messer am Erdboden abgeschnitten oder abgedreht.

Die Beobachtung lehrt, daß es immer wieder dieselben Pilze sind, welche die Unglücksfälle hervorrufen. Knollenblätterpilze, Fliegenpilze, Pantherpilz, Schwefelköpfe, Rißpilze, Birken-Milchling, scharfe Täublinge, Satans- und Hexenpilz, Kartoffelbovist, Stockmorchel oder Lorchel sind die hauptsächlichsten Unglücksbringer. Einige davon geben wir im Bild wieder. Eine bessere Vorstellung können nur die naturgetreuen farbigen Bildtafeln liefern, die überall für billiges Geld zu haben sind; ihre Anschaffung ist jedem Pilzfreund nur zu empfehlen. Die Knollenblätterpilze werden sehr leicht mit dem Champignon verwechselt. Wir kennen davon den sehr giftigen grünen Knollenblätterpilz, auch grüner Wulstling genannt, ferner den gelblichen Wulstling und eine weiße Abart davon. Der Stengel all dieser Pilze steckt unten in einer deutlichen Knolle. Der Hut ist in der Jugend glockenförmig und breitet sich später flach aus. Auf dem Hut bleiben in der Regel einzelne Fetzen der ursprünglichen Hülle hängen. Der Hut ist bald olivgrün oder olivgelb, bei anderen Arten hellgelb, strohgelb oder auch rein weiß mit einem späteren bräunlichen Anflug. Die Blätter unter dem Hut sind weiß oder grüngelblich angehaucht, doch nie rosa, wie beim echten Champignon. Auch der Stiel läuft nach oben spitzer zu. Die verschiedenen Arten des Knollenblätterschwamms kommen fast nur in Laub-, Misch- oder Kiefernwäldern vor, während der Champignon Wiesen, Weiden, Triften, Truppenübungsplätze besiedelt, besonders dort, wo Pferdedung hinkommt.

Ein anderer giftiger Blätterpilz ist der Giftreizker, auch Birken-Milchling, Birkenreizker und Wollpilz genannt. Er wächst von August bis Oktober in Wäldern, auf Heiden und an Wegen, unter Birken und um deren Stümpfe herum. Der Hut ist anfangs flach gewölbt, am Rande stark umgebogen, später in der Mitte vertieft. Er ist blaßbräunlichrot, fleischrot, gelblichrosa, blaß ockergelblich und meist durch Ringe in helle und dunkle Zonen zerlegt. Nach dem Rande löst er sich faserschuppig auf und ist bärtig gesäumt. Die Blätter sind weißlich bis rosagelblich. Der Stiel ist dick und meist blasser als der Hut. Zur Not kann man den Giftreizker nach dem Abkochen genießen, wenn man das Kochwasser abgießt. Doch ist besser, davon Abstand zu nehmen.

Unter den Röhrenpilzen, d. h. den Pilzen, die unter dem Hut nicht Blätter (Lamellen), sondern Röhren haben, gibt es nur einen Giftpilz, den Satanspilz. Er kann mit dem Steinpilz verwechselt werden. Sein Hut ist hell lederfarben oder braungrau, die Oberhaut ist kahl, glatt und bei feuchtem Wetter etwas klebrig. Das Fleisch ist weißlich, beim Durchschneiden zuerst rötlich und wird dann violett und zuletzt dunkelbraun. Der Stiel ist unten dunkelrot, nach oben allmählich in gelb übergehend. Dadurch unterscheidet man ihn sicher von dem Steinpilz, dessen Stiel gelblichweiß und netzförmig geadert ist. Unter den unangenehmen Röhrenpilzen sei hier noch der Gallenpilz genannt, der dem Steinilz sehr ähnlich ist, aber bitter wie Galle schmeckt. Der Steinpilz ist im allgemeinen größer, hat einen viel dunkleren, nicht so hellbraun gefärbten Hut. Seine Röhren sind erst weiß und dann gelbgrün, nicht leicht rosa, wie beim Gallenpilz. Der Stiel ist auch weniger stark genetzt und nicht so deutlich grünlich.

Pferdebauern und Kuhbauern.

Wenn der Tieflandbauer in die deutschen Gebirgsländer kommt und sieht, daß hier die Bauern fast alle mit Ochsen oder gar nur mit Kühen fahren, dann zeigt sich um seine Mundwinkel leicht ein mitleidiges Lächeln. Der Kuhbauer gilt als armer Schlucker, dem man helfen möchte. Ein stolzer Bauer will Pferde im Stall und Geschirr haben. Doch damit ist die Frage, welcher Zugkraft sich der Kleinbetrieb am zweckmäßigsten bedient, nicht gelöst. Bei näherer Ueberlegung wird man finden, daß der Bauer in sehr vielen Fällen mit Hornvieh besser fährt als mit Pferden.

Das Pferd ist im allgemeinen stärker als das Rind, es kann daher mehr leisten. Es hat auch einen weiter ausgreifenden Schritt und ist schneller. Daher ist bei weiten Entfernungen zur Bahn, bei entfernter Lage der Ackerstücke zum Hof, bei starker Streulage des Besitzes das Pferd mehr am Platze, weil nicht so viel tote Zeit beim Hin- und Herfahren entsteht und man schneller zum Ziele kommt. Auch geringes und etwas saueres Futter läßt sich leichter im Pferdestall ausnutzen. Mit einem Pferdegespann kann man auch auf Lohnfuhren und damit auf eine Nebeneinnahme rechnen. Aber hier beginnen schon die Bedenken. Denn das, was man an den Lohnfuhren verdient, wird oft in der Wirtschaft versäumt; man kommt in der Wirtschaft leicht zurück. Außerdem muß man in Rechnung setzen, daß ein Pferd viel mehr kostet als das Rind. Ein Pferd will auch mehr Kraftfutter haben, ist also teurer im Unterhalt. Und schließlich, wenn das Pferd alt und arbeitsunfähig geworden ist, verfällt es dem Abdecker, während man einen Arbeitsochsen fett machen kann und dann noch einen guten Preis erzielt.

In den meisten Fällen ist daher ein Hornviehgespann dem Pferdegespann weit vorzuziehen. Es liefert billigere, aber trotzdem meist gleichwertige Arbeit. Eine Unterfrage ist dabei nur, ob man mit Ochsen oder mit Kühen weiter kommt? Der Zugochse ist auf schwererem Boden ein ausgezeichnetes Zugtier, zum Pflügen einem unruhigen Pferd weit vorzuziehen. Dort, wo die Arbeit nicht so schwer ist und die Felder einigermaßen beieinander liegen, sind aber die Kühe vorzuziehen. Die Kuh ist gewandter und lebhafter als der Ochse. Die Kuh liefert auch noch zwei weitere Nutzungen, nämlich die Milch und die Kälber. Durch das Fahren soll die Milchleistung zurückgehen, wird oft eingewandt. Das ist aber mehr eine Folge unzureichender Ernährung als unzuträglicher Arbeit. Gibt man einer arbeitenden Kuh täglich nur zwei Pfund Kraftfutter mehr als einer müßigen, so wird der Milchabschlag nicht eintreten. Allerdings soll man Milchkühe nicht den ganzen Tag arbeiten lassen, sondern möglichst nur einen halben Tag, man muß abwechseln mit ihnen. Und wenn die Arbeit sehr hart wird, ist es besser, vierspännig zu fahren. So wurde jetzt in der Fachpresse von einem Fall berichtet, wo ein Bauer von seinen vier Fahrkühen 13 600 Liter Milch erhielt, mit denen abwechselnd halbtägig gearbeitet wurde. „Es gab bei demselben Landwirt,“ schreibt Thraen, „eine Kuh während der Arbeitszeit nicht weniger als 25 Liter Milch je Tag. Nun frage ich, welcher Landwirt im Kleinbetrieb von seinen vier Kühen, die nicht zur Arbeit verwendet werden, mehr Ertrag hat?“ Man muß bei dieser Frage eben vor allem berücksichtigen, daß Pferde und Ochsen in der arbeitsfreien Zeit Futter kosten, ohne etwas dafür zu leisten, während die Kühe auch dann Milch liefern. Gegen die ausschließliche Verwendung von Hornvieh spricht nur dessen Anfälligkeit durch die Maul- und Klauenseuche; sie hat im Kleinbetrieb schon oft den Uebergang zu Pferdegespannen veranlaßt.

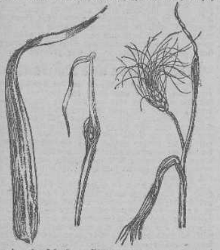
5. Deutscher Gartenbautag.

Die vorjährige Jahresschau der Gärtner war ein Ereignis, denn sie war mit der Jubiläums-Gartenbauausstellung in Dresden verbunden. Der diesjährige 5. Gartenbautag kann keine großartige Ausstellung bieten. Er findet vom 6.–9. August in München statt.

Streifenkrankheit der Gerste.

Die Streifenkrankheit der Gerste gehört zu den weniger bekannten und oft verkannten Pflanzenkrankheiten. Sie wird in der Jugend oft mit den Folgen des Drahtwurmfraßes verwechselt, denn die erst erkrankenden jungen Blätter verfärben sich auch gelblich. Wie die meisten Pflanzenkrankheiten wird auch diese durch einen winzigen Pilz hervorgerufen, der an der Schale des Gerstenkorns sitzt. Beim Keimen des Samenkorns in der Erde dringt der Pilz in den Keimling, und zwar in die Blattanlage ein. Geht die Keimung langsam vor sich, so hat der Pilz schön Zeit, diese Wanderung anzutreten. Verläuft die Keimung dagegen schnell, so entwächst das Gerstenblatt seinem Bereich und ein Befall der Pflanze kommt nicht zustande. Daher ist bei Wintergerste der Befall bei früher Saat geringer als bei später Saat. Bei der Sommergerste ist es natürlich umgekehrt, da ist die spätere Saat weniger gefährdet. Im allgemeinen sind wegen der langsamen Jugendentwicklung die Wintergersten anfälliger als die Sommergersten. Doch bestehen zwischen den einzelnen Sorten deutliche Unterschiede in der Anfälligkeit. Friedrichswerther Bergwintergerste erscheint sehr widerstandsfähig, während die Eckendorfer Mammuth-Wintergerste recht anfällig gegenüber der Streifenkrankheit ist; auch Ackermanns Viktoria-Wintergerste ist anfällig. Unter den Sommergersten gilt Ackermanns Bavaria als anfällig.

Sobald der Krankheitserreger in die jungen Blätter gelangt ist, zeigen sich zunächst hell gefärbte Längsstreifen, die bald gelb werden. Schließlich stirbt das befallene Blatt ab. Der Befall geht nun weiter, indem kurz vor dem Schossen der Aehren sich



von den dunkelgrünen Blättern gelb umrandete braune Längsstreifen, die der Krankheit den Namen geben, scharf abheben. Die älteren Blätter zeigen die Streifen zuerst, die jüngeren später. Bis zu vier Streifen sind auf einem Blatt beobachtet worden. Die erkrankten Blätter hängen bald schlaff herab und schlitzen sich von der Spitze her auf, wenn sie absterben. Hand in Hand mit den Veränderungen der Blätter gehen auch solche der Aehren. Sehr oft haben sie gar nicht mehr die Kraft, aus den Blattscheiden herauszukommen. Oft gelingt die Entfaltung der Aehre auch nur zum Teil, indem nur die Grannen in der Scheide stecken bleiben. Infolge der Streckung des oberen Halmteils krümmen sich dann die Aehren. Kommen die Aehren streifenkranker Pflanzen völlig zur Entfaltung, so bleiben sie in der Regel taub. Sie stehen dann bei sonst nickenden Formen aufrecht und sind daran leicht als krank zu erkennen. Ferner sind die Spelzen und der obere Halmteil braun.

Von anderen Krankheiten der Gerste unterscheiden sich die streifenkranken Gerstenpflanzen unschwer. Bei Erkrankungen durch die Halmfliege und bei der Fußkrankheit fehlen die braunen Streifen auf den Blättern; auch das Aufschlitzen der abgestorbenen Blätter und die Bräunung der Spelzen treten nicht ein. Bei der Blattfleckenkrankheit treten nicht die Längsstreifen, sondern runde Flecken auf. Außerdem werden von der Blattfleckenkrankheit immer mehrere Pflanzen zugleich betroffen, das Auftreten ist nesterweise, die streifenkranken Blätter stehen dagegen immer nur vereinzelt.

Die Streifenkrankheit der Gerste verdient mehr beachtet zu werden, als es meist geschieht. Denn sie verursacht häufig Mindererernten von 5 Prozent und mehr; in einzelnen Fällen wurde der Ernteausfall auf 70 Prozent geschätzt. Daher werden in der Saatzucht Felder, die auf 100 Schritt im beiderseitigen Handbereich mehr als fünf streifenkranke Pflanzen aufweisen, nicht anerkannt. Ein sicheres und einfaches Mittel zur Bekämpfung dieser Krankheit haben wir in der Saatgutbeize. Als Beizmittel kommt Germisan in Betracht. Man taucht das Saatgut eine Stunde lang in eine ¼prozentige Lösung oder überbraust einen Zentner Gerste unter beständigem Umschaufeln mit 8 Litern einer 0,75prozentigen Lösung. Zum Tauchverfahren ist auch Uspulun oder Uspulun-Universallösung empfehlenswert. Wem das Tauchverfahren wegen des umständlichen Zurücktrocknens der Gerste zu lästig ist, kann auch trocken beizen; hierzu kommt die Trockenbeize Tillantin in Frage.

Was heißt züchten?

Wirkliches Züchten ist nicht nur Zusammenkaufen mehr oder weniger teurer Zuchttiere und nicht nur mehr oder weniger richtiges Paaren und nicht der mehr oder weniger zahlreiche Besuch des Verbandszuchtleiters, der, wenn er auch noch so tüchtig, doch schließlich auch nur einen Rat geben kann, von dem es außerdem noch dahingestellt bleibt, ob er richtig befolgt wird oder nicht, sondern Züchten ist das tägliche Beobachten der heranwachsenden Tiere, ihrer Lebensbedingungen, ihrer schnellen oder langsamen Entwicklung, ihres Wohlbefindens usw. Sind diese ersten und einfachsten Voraussetzungen, die allein durch das Auge des Herrn geschaffen werden können, in allen Betrieben zur Genüge gegeben?

Schlange-Schöningen.

Der neue Wirtschaftsplan.

Es ist an der Zeit, die Entscheidung über die Bestellung der Aecker im neu begonnenen Wirtschaftsjahr zu treffen und damit auch das Schicksal der Viehwirtschaft für das kommende Jahr festzulegen. Diese Entscheidungen sind nicht leicht, da die Marktlage nicht sicher zu beurteilen ist. Bekommen wir eine gute Ernte unter Dach und glauben viele Landwirte, sie müßten ihre Vorräte in den Herbstmonaten gleich losschlagen, so wird mit einem Druck auf die Preise gerechnet werden müssen. Vom Weltmarkt her scheinen dagegen keine großen Gefahren zu drohen.

Die unübersichtliche Lage darf nun nicht dazu verführen, streng am Alten festzuhalten und immer in der alten Weise fortzuwirtschaften. Wir müssen immer wieder prüfen, ob der Betrieb den veränderten Verhältnissen hinreichend angepaßt worden ist, ob er nicht an Verlustquellen leidet und hie und da umgestellt werden muß. Es ist im allgemeinen ein Fehler, die ganze Wirtschaft auf eine Karte zu setzen. Einseitigkeiten rächen sich immer, mögen sie auch noch so sehr von Modeströmungen begünstigt werden. Oft wirken auch die alten Schlagworte verhängnisvoll nach. So ist die Forderung, intensiv zu wirtschaften, oft mißverstanden worden. Sie kann auch heute noch der Leitstern sein, wenn wir den Begriff der intensiven Wirtschaft nur den veränderten Verhältnissen etwas anpassen. Wege hierzu weist Schlange-Schöningen in seinem inhaltreichen und anregenden Buch: „Nationalwirtschaft und Nationalwirtschaft". Er schreibt da: „Unter intensivem Betrieb verstand man früher im allgemeinen den reinen Ackerbaubetrieb, dessen Kern der mit hohem Kapital- und Arbeitsaufwand betriebene Hackfruchtbau war. Dem Viehbestand wurde dabei in vielen Fällen mindere Bedeutung zugemessen. Allenfalls wurde zur Verwertung der Zuckerrübenrückstände eine leidliche Rindviehherde gehalten und, wenn es hoch kam, eine Schafherde, die sich meist in mäßigen Rentabilitätsgrenzen bewegte. In den sogenannten hochintensiven Wirtschaften spielte aber, im ganzen genommen, das Vieh eine geringere Rolle.

Unter den Vorkriegsverhältnissen war eine derartige Einseitigkeit zu ertragen. Bei den heutigen Produktionsbedingungen muß der Begriff der Intensität dahin gefaßt werden, daß sowohl Acker- als auch Viehwirtschaft eine auf einander eingestellte möglichst gleichmäßige Berücksichtigung finden. Es darf nicht jeder Morgen der Ackerfläche lediglich unter dem Gesichtspunkt seiner Hackfruchtertragsfähigkeit betrachtet werden, sondern als Produktionsbasis, aus der in der für sie angemessenen Fruchtbestellung der höchstmögliche Reinertrag herausgeholt werden soll. Ebenso ist jedes Stück Vieh dahin zu prüfen, ob es in der vorhandenen Betriebsorganisation überhaupt eine Existenzberechtigung hat, ob es den allgemeinen klimatischen und sonstigen Bedingungen entspricht und unter diesen Bedingungen aus ihm eine Rente herausgewirtschaftet werden kann, was wiederum auf die enge Beziehung zwischen Vieh- und Ackerwirtschaft verweist. Eine solche Prüfung ist heute mehr denn je dringendste Notwendigkeit und die erste Voraussetzung landwirtschaftlicher Selbsthilfe. Wieviel Stück Rindvieh mag heute noch unter ihrer Rentabilitätsgrenze mit durchgeschleppt werden! Ein Kuhstall, in dem von 90 Stück 10 Stück bereits keine Rente mehr abwerfen, ist, um es ganz deutlich zu sagen, ein Sumpfloch, in dem allmählich der gesamte Reinertrag des Betriebes versinkt. Ein Schweinestall, in dem auch nur eine kleine Minderzahl von Mastschweinen nicht den Futterpreis rentieren, ist ein Krankheitsherd für die gesamte Betriebsorganisation. Und solche Krankheitsherde wird der kaufmännisch geschulte Landwirt bei genauer Prüfung noch an manchen anderen Stellen seines Betriebes finden."

Diese Erkenntnisse, die ein führender Großlandwirt und Züchter in der Praxis gewonnen hat, gelten ganz besonders auch für unsere Bauernwirtschaften. Der Stolz des Bauern ist sein großer Viehstall. Aber nicht die Menge macht den Wohlstand aus, sondern der Wert, die Güte des Viehs. Nur soviel Vieh sollte aufgestellt werden, wie man gut und reichlich füttern kann. Vor allem auf die Jugendernährung kommt es an. Und erwachsene Tiere, die im Winter mit Stroh durchgehungert werden, können im Frühjahr nicht befriedigende Leistungen vollbringen. Ueberalterte Tiere lohnen in der Regel das Futter nicht mehr. Das gilt vom Kuhstall, das gilt vom Geflügelhof, das gilt überall. Es muß immer wieder verglichen werden, wieviel Futter aufgewendet und welche Leistung dafür bezogen wird. Wo da kein Ueberschuß mehr herauskommt, muß eine Aenderung eintreten. Sonst lebt der Bauer nicht mehr von seinen Tieren, sondern diese von ihm.

Entblatten der Rüben.

Im Kleinbetrieb wird im grünfutterarmen Herbst sehr häufig der Fehler gemacht, die unteren Rübenblätter abzubrechen, um ein Grünfutter zu gewinnen. Man glaubt dadurch die sonst vertrocknenden Blätter zu retten und nutzbar zu machen. Es ist ja richtig, daß man ein brauchbares Futter dadurch gewinnt. Aber man darf nicht übersehen, daß man sich dadurch in der Rübenernte schädigt. Denn die Blätter sind dazu da, Wurzelmasse und vor allem Zucker zu bilden. Nimmt man sie vorzeitig weg, so hemmt man das Wachstum der Rüben und vermindert ihren Gehalt an wertvollen Nährstoffen. Genaue Versuche haben ergeben, daß diese Verluste viel größer sind, als der Gewinn, den man am Blattfutter hat. Die zuckerarmen Rüben büßen auch an Haltbarkeit ein. Daher sollte man von dem Abblatten der Rüben ganz absehen.

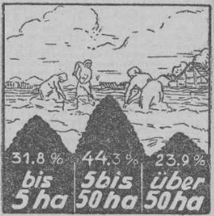
Die deutsche Kartoffelerzeugung.

Man begegnet in der öffentlichen Meinung bei uns, wie übrigens auch in anderen Ländern, vielen schiefen Vorstellungen über die volkswirtschaftliche Bedeutung der landwirtschaftlichen Erzeugung. Das ist eine beklagenswerte Folge der wachsenden Verstädterung und Landfremdheit. Dabei wirken auch alte Vorstellungen nach, die nicht rechtzeitig dem Wandel der Ereignisse angepaßt werden. Das zeigt sich deutlich bei der Beurteilung der deutschen Kartoffelerzeugung.

Man kann sehr häufig der Ansicht begegnen, in der Kartoffelerzeugung habe der deutsche Osten das Uebergewicht. Die starke Verbreitung der leichten Böden macht das verständlich. Vor dem Kriege mag diese Vorstellung richtig gewesen sein. Nachdem wir aber

die großen Gebiete an Polen verloren haben, halten sich Ost- und Westelbien in der Kartoffelerzeugung die Wage. Im Jahre 1925 erzeugte der Osten 21 148 683 Tonnen und der Westen kam mit 20 569 719 Tonnen nahe an diese Ziffer heran. Die mit Kartoffeln bestellte Fläche war im Westen sogar größer, weil der Großbetrieb des Ostens höhere Hektarerträge erzielt als der Westen und Süden des Deutschen Reiches.

Mit der eben gestreiften Vorstellung hing es auch zusammen, daß man in der Kartoffelerzeugung eine typische Leistung des Großbetriebes sah. Auch das trifft nicht zu. Der Großbetrieb bevorzugt vielmehr den in-



tensiveren Zuckerrübenbau. Wie die zweite Abbildung zeigt, wird ungefähr ein Drittel der deutschen Kartoffelernte von den Kleinbetrieben bis zu 5 Hektar gebaut. Die mittelbäuerlichen Betriebe bis zu 50 Hektar liefern weitere 44,3 Prozent und die großbäuerlichen und Großbetriebe über 50 Hektar liefern nicht einmal ein Viertel (23,9 Prozent) der deutschen Kartoffelernte. Auch die Ansicht, der Kleinbetrieb baue Kartoffeln nur für den eigenen Bedarf und nicht für den Verkauf, ist irrig. Denn der Verkaufsanteil der Gegenden mit viel Großgrundbesitz beträgt 25 Prozent, während die bäuerlichen Gebiete vielfach bis zu 40 Prozent verkaufen. Es kommt eben nicht so sehr auf die Betriebsgrößen wie auf die Absatzverhältnisse an.

Merkworte.

— Der Acker muß das Vieh und das Vieh den Acker ernähren.

— Hungerperioden im Viehstand sind der Tod jeder Rente.

— Schnellmast mit reichlichem und gutem Futter ist die bei weitem billigste und daher einzig rentable Mastmethode.

Altes Wabenwerk sollte jetzt im Bienenstock zugehängt werden, damit es leer wird und beseitigt werden kann.